



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., C.: Döllingers zweite Lebenshälfte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

anlassung vor. Wenn der Staat durch gesetzliche Bestimmungen einen größern Vorrat hervorruft, dient er damit dem Verkehr in keiner Hinsicht undbürdet der Gesamtheit nur die Last und den Nachteil auf, eine überflüssige Menge kostspieligen Edelmetalls anschaffen zu müssen.



Döllingers zweite Lebenshälfte



rofessor Friedrichs großes Werk liegt nun vollendet vor,*) und wir können diesem dritten Bande (es ist der stärkste; mit Register 732 Seiten) dasselbe Lob spenden wie den ersten beiden (Jahrgang 1899 der Grenzboten, zweites Vierteljahr, S. 513 und 570). Wir geben nachstehend nicht einen Auszug in der Form einer zusammenhängenden Erzählung, sondern nur eine Blütenlese aus der reichen Fülle dessen, was teils für die Zeitgeschichte, teils für die Charakteristik des großen Gelehrten wichtig ist; die Geschichte Döllingers von 1861 an finden die ältern Leser in ihrer Erinnerung, die jüngern im Konversationslexikon.

Der Band beginnt allerdings mit dem Jahre 1849. Von Frankfurt zurückgekehrt machte Döllinger eine Studienreise durch Tirol, die Schweiz und Baden, wo er u. a. die Ursachen der Revolution erforschte. Er fand, was Ultramontane und Orthodoxe heute noch als Ursache aller Revolutionen zu finden pflegen: „In keinem Teile Deutschlands hat man die Religion so beharrlich untergraben und die katholische Kirche so planmäßig zerrüttet wie in Baden. Die Mittel und Werkzeuge dazu bot eine bis ins einzelne und kleinlichste ausgebildete Bevormundung oder vielmehr völlige Unterjochung der Kirche durch die Staatsbeamten, hohe und niedere, in reichem Maße dar.“ Die Bildung der künftigen Volksschullehrer sei Männern anvertraut gewesen, „die den christlichen Glauben in den Gemütern ihrer Pflegebefohlenen gründlich auszurotten verstanden.“ Die Studierenden hätten schon das Gymnasium als bewußte und erklärte Atheisten verlassen. In den geistlichen Stand seien immer weniger Jünglinge eingetreten, und diese wenigen hätten ihn nur um des Brotes willen, also ohne Beruf erwählt. Hunderte von Seelsorgstellen blieben unbesetzt, und das Volk wachse in heidnischer Verwilderung heran. Die Bureaucratie haßte er überhaupt gründlich; wenn bei ihm von Schwärmerie die Rede sein könnte, dürfte man sagen, er habe für England geschwärmt, das er übrigens genau kannte, nicht bloß aus Büchern, sondern auch aus dreimaligem Aufenthalt im Lande und durch beständigen brieflichen Verkehr mit

*) Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. Dritter Teil: Von der Rückkehr aus Frankfurt bis zum Tod, 1849 bis 1890. München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1901.

hervorragenden Engländern, zu denen Gladstone gehörte. In der bayrischen Kammer bekam er bald Gelegenheit, die katholischen Vereine gegen Angriffe der Bürokratie zu verteidigen, nachdem er kurz vorher auf einer Katholikenversammlung zu Regensburg vollkommene Religions- und Sektenfreiheit gefordert hatte. Die Mitglieder der katholischen Vereine Deutschlands hätten gegen die römischen und die freien Gemeinden nicht das geringste einzuwenden, nur eine Freiheit könnten sie ihnen nicht zugestehn: die Freiheit, als Bekenner eines unkirchlichen Glaubens in der Kirche zu bleiben und die Rechte von Mitgliedern der Kirche auszuüben, eine selbstverständliche Einschränkung der Freiheit, die dann später die römischen Katholiken den Altkatholiken gegenüber geltend gemacht haben, und womit sie alljährlich im preussischen Abgeordnetenhaus die Ablehnung der Position: „für einen katholischen Bischof“ begründeten. In der Kammer nun führte die von ihm eingenommene Stellung zu häufigen Zusammenstößen mit dem Fürsten Ludwig von Ottingen-Wallerstein, der als Minister, nach Friedrich, reaktionär und bürokratisch regiert hatte und sich jetzt als Gegner der Bürokratie aufspielte, zugleich aber ein aufrichtiger Gegner der Ultramontanen und ihres Führers Döllinger war. Dieser sagte u. a. in der Entgegnung auf einen Vortrag des Fürsten über die deutsche Frage: „Es ist eine Art Drama, was uns der Herr Fürst vorgeführt hat, ein Drama, worin zwei Hauptschuldige erschienen sind. Der erste und größte Verbrecher in diesem Trauerspiel ist nach seiner Darstellung Osterreich; nach Osterreich kommt, als zweiter schwer Angeklagter, Bayern und die bayrische Regierung. Sie haben gesehen, wie geschickt Fürst Wallerstein in seiner Darstellung Licht und Schatten verteilt hat, wie er uns zuerst ein Gemälde von der deutschen Bürokratie entwarf, ein Gemälde, dessen Treue, Wahrheit und Ähnlichkeit ich im vollsten Maße meine Anerkennung zollen muß. Es würde mir nicht einfallen, irgend einen Zug zu diesem von Meisterhand ausgeführten Gemälde hinzuzufügen. Er konnte mit um so größerer Wahrheit schildern, als er hätte sagen können: *cujus ego pars magna fui* [sui ist unkorrigiert stehn geblieben], und wenn ich nicht auf dem dunkeln Grunde dieses Gemäldes so viele Anklagen nach der andern Seite hin gefunden hätte, so würde ich vorschlagen, dieses Kapitel seines Vortrags zu überschreiben: Bekenntnisse eines vormaligen Chefs und Meisters der Bürokratie.“ Ein andermal sagte er: „Der Fürst hat diese Richtung, die er mit dem klassischen Schlagwort als die ultramontane bezeichnet, so beschrieben: sie beschäftigt sich damit, das schlichte deutsche Gemüt in ein südliches, unsre bayrischen Geistlichen in italienische Abbés zu verwandeln. Meine Herren! Einer solchen Definition und Anklage gegenüber bin ich völlig wehrlos, ich kann zu meiner Verteidigung nur allenfalls sagen, daß ich noch nie in meinem Leben einen italienischen Abbé gesehen habe, und daß es mir sehr schwer fallen würde, diese Verwandlung vorzunehmen; ich wüßte auch nicht, wie diese Metamorphose vorzunehmen wäre, noch dazu an einem Stoff, der wohl kräftigen Widerstand leisten würde. Ebenjowenig würde mir die Verwandlung des deutschen Gemüts in ein südliches gelingen,

und ich wüßte nicht zu sagen, wie ich es anfangen sollte, ein deutsches Gemüt, von dem großen Gemüte des deutschen Volkes gar nicht zu reden, aber nur ein einziges konkretes deutsches oder bayrisches Gemüt in ein südliches zu verwandeln.“ Trotz aller Abneigung gegen die Bureaukratie spricht er sich bei der Beratung eines Versammlungs- und Vereinsgesetzes für strenge polizeiliche Überwachung der politischen Vereine aus, die er für verderblich hält — in wirklich freien, nicht bureaukratisch regierten Ländern wie England gebe es gar keine politischen Vereine —, fordert aber volle Freiheit für die gemeinnützigen Vereine und rechnet zu diesen auch alle Arten von katholischen Vereinen, die durchaus keine politischen seien. Die Ausschließung der Minderjährigen, nicht der Frauen, von den politischen Vereinen billigt er entschieden und erklärt die damaligen Turnvereine und Arbeiterbildungsvereine für gefährlich. Sehr willkommen ist ihm, als Gelegenheit, seinen lieben Freund Wallerstein zu ärgern, eine Eingabe des neu gegründeten Landvolkvereins an die Kammer. Er verliest die Statuten dieses Vereins: Wahrung der Märzerrungenschaften, Aufrechterhaltung der Gesetze nicht bloß nach unten, Schutz gegen Beamtenwillkür usw. und ruft aus: „Bergegenwärtigen Sie sich den Operationsplan! Also unser Landvolk soll organisiert werden zu einem großen politischen Vereine, um darüber zu wachen, daß die Staatsdiener aller Kategorien vom Minister an bis zum letzten Beamten die Gesetze beobachten. Unfre Bauern werden also künftig regelmäßig zusammenkommen müssen, um in den Wirtshäusern Vorträge zu hören von Dorfagitatoren oder Winkelagenten über Gesetzesübertretungen, die ein Minister sich hat zu Schulden kommen lassen, über die Übergriffe der Regierungen und, was hier besonders Anklang finden wird, über die Tyrannei und Willkür der Landgerichte. Jeder Bauer zahlt jährlich 24 Kreuzer Beitrag. Wird dieser Verein über alle Dörfer Bayerns verbreitet, so giebt dies eine ansehnliche Revenue und stellt den Führern Mittel zur Verfügung, mit denen sich in Bayern schon etwas anfangen läßt. Auch eröffnet das den Advokaten ohne Klienten, den Doktoren ohne Patienten, Verschuldeten und dergleichen Leuten schöne Ausichten. Zunächst wird der Verein als eine großartige Anstalt zur Demoralisation unseres Landvolks wirken, denn die Landleute, die bisher ihre Zeit mit Arbeit zubrachten, müssen jetzt einen guten Teil ihrer Zeit im Wirtshause der neuen Beschäftigung widmen, werden von der Arbeit abgezogen und in der Neigung zum Trunke bestärkt. Ein Landproletariat wird entstehen, nachdem schon ein Stadtproletariat entstanden ist. Ich weiß nicht, ob sich die Gründer des Vereins alle Folgen klar gemacht haben, ich weiß auch nicht, wer sie sind — zufällig steht die Unterschrift des Herrn Fürsten von Wallerstein unter dem Exemplar der Vereinssatzungen, das der hohen Kammer vorgelegt worden ist.“ Bei der Beratung der Judenemanzipation erklärt Döllinger die völlige Gleichstellung der Juden, auch ihre Zulassung zu allen Staats- und Gemeindeämtern einschließlich derer an Gerichten und öffentlichen Lehranstalten, für unabweisbar; nur dürfe ihnen der christliche Staat nicht preisgegeben werden, sofern man diesen Begriff in dem Sinne verstehe, daß gewisse christliche Institutionen, z. B. die Monogamie,

Staatseinrichtungen geworden sind. Hier könne nämlich eine Gefahr entstehen, weil bei den Juden die Monogamie nur Brauch aber nicht Gesetz sei. „Die Polygamie war bei den Rabbinern in Frankreich eine Zeit lang Regel, unter den Juden überhaupt zulässig, und noch vor kurzer Zeit ist in der Nähe von Frankfurt der Fall vorgekommen, daß sich ein Mann, der gleichzeitig drei Weiber hatte, gegen den Rabbiner seines Ortes damit verteidigte, es gebe kein jüdisches Gesetz, das die Vielweiberei verbiete.“

Im Jahre 1850 kam der junge Sir Acton-Dalberg, später Lord Acton, in sein Haus, der sich ihn zum Mentor auf seinem Studienwege erwählte, jahrelang bei ihm wohnte und ihn auf Reisen begleitete. Interessant sind die Aufzeichnungen, in denen dieser Engländer später Döllingers wissenschaftliches Verhalten in den fünfziger Jahren charakterisiert hat, in Form eines seinem verehrten Lehrer erstatteten Berichts. Wir führen ein paar Sätze daraus an. „Macaulay war Ihnen zuwider. An Burke lobten Sie besonders die *Letters on a Regicide Peace*, den litterarischen Ausgangspunkt des Legitimusmus. Sogar in der Wissenschaft trugen Ihre Urteile nicht immer das Gepräge der strengen Methode [gemeint ist wohl die strenge Objektivität]. Ich wenigstens bekam günstige Vorurteile für Schriftsteller wie Kreuzer, Gerlach, Leo, Luden und lernte lange nicht, was ihnen fehlte. Überschaue ich meine Erinnerungen an jene Zeit, so finde ich keinen Keim der spätern Dinge, sondern die sogenannte ultramontane Strömung dauerte fort. Görres war für Sie ein großer Name, so groß, daß Sie mir sagten, er sei der gelehrteste Mann, den Sie je gekannt hätten. Der vorherrschende Gedanke war das Aufdecken protestantischer Verunstaltungen der Geschichte. Die entrüstete Reaktion gegen die Verirrungen von 1848 war noch mächtig; es war ein acceptierender, konservativer Geist in kirchlichen Dingen. Daß die Gruppe der Historisch-Politischen Blätter nicht von einem Geiste beseelt war, konnte man noch nicht merken. Man kämpfte mit den Wölfen außerhalb. Der Gegensatz gegen den Protestantismus — als Ursprung des Unglaubens und folglich der Revolution — ekkipsierte alle andern Gegensätze. Mir schien, sie nähmen nicht gern Partei, wo wirkliche Gegensätze hervortreten, wie zwischen Fardc und Montalembert. Doch hatten Sie österreichische Sympathien, und auch Gladstones Demunziation Ferdinands von Neapel war Ihnen nicht recht.“ Zur Charakteristik des litterarischen Geschmacks Döllingers mag noch beigelegt werden, daß er Carlyle beschuldigte, durch seine Schriften die skeptisch-destruktive Richtung gefördert zu haben, und daß er Bunsens theologisierende Arbeiten Charlatanerien nannte.

Der Bericht Friedrichs über ein Zusammentreffen Döllingers mit dem flüchtigen Sonderbundführer Bernard Meyer ladet zu einer Betrachtung über Gemütsart und Charakter des Mannes ein. Meyer beschwerte sich über die eifige Kälte Döllingers; überall sonst in katholischen Kreisen habe man ihm die wärmste Teilnahme entgegengebracht. Später urteilte Meyer, Döllinger sei nur ein halber Mensch; der Verstand sei bei ihm riesig entwickelt, doch das Gemüt fehle ihm ganz. Wo aber das Gemüt fehle, da finde auch der Glaube

keine Stätte, und so sei es denn kein Wunder, daß er aus verletztem Stolz der Autorität, unter deren Fahne er gefochten habe, den Krieg erkläre. Friedrich meint, Döllingers Gleichgiltigkeit gegen einen geistig unbedeutenden Menschen sei um so entschuldbarer, als dieser ein Sonderbundsführer war, und Döllinger die Berufung der Jesuiten nach Luzern, eine Hauptursache des Sonderbundeskriegs, für einen großen politischen Fehler erklärt habe. Jedoch ist damit die Frage nach Döllingers Gemütsart noch nicht erledigt. Von einer vollständigen Analyse eines so komplizierten und so großen Menschen kann um so weniger die Rede sein, da ja schon die einfachste Persönlichkeit, ja schon die Kindesseele ein unergründliches Geheimnis bleibt. Aber man kann doch an einem solchen Menschen viel Interessantes entdecken, wie am Rande eines unzugänglichen Urwalds. Und da ist denn zu bemerken, daß viele andre denselben Eindruck empfangen haben wie Meyer, während wieder andre nicht weniger zahlreiche seine Herzlichkeit, Liebenswürdigkeit und Hilfsbereitschaft rühmten. Es ist natürlich, daß ein Mann, den die großen Interessen der Menschheit und die Wissenschaft ganz ausfüllten, mit Leuten, die nur von kleinen persönlichen Interessen oder höchstens von einer engen Kirchturnspolitik bewegt werden, nichts anzufangen wußte und sie schweigend über sich ergehen ließ. Für ihn war weder die Bierfrage, noch die Theaterfrage, noch die Dienstboten-, noch die Gehaltsfrage, noch sonst eine der Fragen vorhanden, die den Hauptgegenstand des Gesprächs am Bierisch und im Familienzimmer bilden. Wo er Männer traf, von denen er lernen konnte, oder die von ihm zu lernen begierig waren, entwickelte er eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und war er der lebendigste Gesellschafter. Staunend saß einmal ein dritter Mann in Rom mit Döllinger und Theiner zu Tische; Theiner war ein ähnliches Weltwunder von Gelehrsamkeit; jeden Faden, den der eine anspann, vermochte der andre weiterzuspinnen. Und Sybel erzählt: „Als ich 1856 als Professor der Geschichte in die Universität München eintrat, war diese von starkem Parteihader erfüllt, unter dem auch der persönliche Verkehr vielfach litt; Döllinger galt als das Haupt und meine Wenigkeit als der bestgehaßte Gegner der damals sogenannten ultramontanen Partei. So war ich denn, als ich Döllinger meinen Antrittsbesuch machte, auf die Art des Empfangs gespannt und fand mich um so angenehmer durch seine entgegenkommende Freundlichkeit überrascht. Ich freue mich Ihres Hierherkommens, sagte er; ich habe während der Vakanz Ihres Amtes zuweilen historische Vorlesungen halten müssen, noch neulich über Ihr jetziges Arbeitsfeld, über die französische Revolution; das war freilich Dilettantenwerk. Ich konnte ihm darauf nur zurückgeben, daß aus seinen Händen ganz sicher niemals Dilettantenwerk komme, und daß für eine der wichtigsten Seiten der Revolution, ihren Kampf mit der katholischen Kirche, nicht ich, sondern er der Sachverständige sei. So erfreulich diese erste Anknüpfung gewesen war, so lag es doch in den Verhältnissen, daß ich ihn nur selten sah. Indessen führten mich ab und zu kleine Geschäftssachen zu ihm, und sehr bald ergriff ich jede solche Gelegenheit wie die Einladung zu einem

stillen aber genußreichen Feste. Bei seiner klaren und ruhigen Weise war jedes Geschäft sehr schnell erledigt. Da es stets irgend eine akademische oder literarische Angelegenheit betraf, so pflegte die Verhandlung ganz von selbst in ein wissenschaftliches Gespräch überzugehen, und nun strömten ihm Erinnerungen, Kenntnisse, Gedanken in solchem Fluß und in solcher Fülle zu, daß jedesmal mehrere Stunden verschwanden, ehe ich zum Aufbruch kam. Es gab keinen Zweig der Wissenschaft, kein Gebiet der Litteratur, wo er nicht gründliche Studien gemacht, kein Land, wo er nicht mit gelehrten, kirchlichen, politischen Notabilitäten Verkehr gepflogen hätte, jede Einzelheit stand seinem kolossalen Gedächtnis jederzeit zu Gebote und trat überall als Teil einer völlig durchdachten Wissensmasse zu Tage. Niemals wurde der Ton seiner Mitteilungen lehrhaft, aber immer fand der Hörer etwas bedeutungsvolles zu lernen. Mit einem Worte, er war ein Meister fesselnden Gesprächs, ein Meister ersten Rangs, wie unter seinen ältern Zeitgenossen sonst etwa Macaulay und Alexander von Humboldt gerühmt werden. Döllinger aber übertraf diese beiden in einem wesentlichen Punkte: sowohl Humboldt als Macaulay liebten sich ruhige, höchstens fragende Partner, während Döllinger den wirklichen Dialog vorzog, gern hörte und vortrefflich zu hören verstand. Erfuhr er Einwendungen — und bei unsern Gesprächen fehlt es daran nicht —, so wurde seine Haltung auf der Stelle gespannt, und es war nicht schwer, schon aus seiner Miene seine Schätzung der gegnerischen Bemerkung zu erkennen. Schien ihm nicht eben viel dahinter zu sein, so zeigte sich der Ausdruck einer gewissen Ungeduld; erkannte er ihr irgend eine Bedeutung zu, so setzte er sich behaglich zurecht und lauschte mit wachsender, oft etwas schalkhafter Freundlichkeit (in solcher Stellung hat ihn Lenbach in einer reizenden kleinen Skizze gemalt), bis der Punkt gekommen war, wo er einzusetzen für gut fand, und dann wieder nach allen Seiten hin die Zweifel aufklärte, die Gegensätze löste, sein Prinzip begründete. In meinem langen Leben habe ich das Glück gehabt, mit vielen bedeutenden Menschen zu verkehren, aber nur noch einen einzigen kennen gelernt, bei dem mir ein gleicher, im Inhalt allerdings sehr verschiedener Genuß zu teil geworden ist, den Fürsten Bismarck.“ Dieser freundschaftliche Verkehr mit Sybel beweist, daß Döllinger ein großer Charakter war, und daß die Schärfe seiner Polemik immer nur aus dem tiefen und lebhaften Interesse an der Sache, niemals aus Haß gegen Personen oder aus dem Schmerz über erfahrene Kränkungen hervorgegangen ist. Denn er hatte Grund genug, den „Nordlichtern“ gram zu sein, die ihm keinen Platz in der Akademie gönnten, der er später Glanz verliehen hat, die den König in den Symposien, zu denen er nicht zugezogen wurde, beeinflussten, und deren Haupt Sybel war. Die Welt konnte es sich gar nicht anders denken, als daß er sie haßte, und als er in der Trauerrede auf die Königin Therese gesagt hatte, das bayrische Volk liebe seine Fürsten, wenn sie sich nur nicht wie hinter undurchdringlichem Dorngehege gegen ihr Volk absperrten, so nahm man als selbstverständlich an, daß er die Herren vom Symposion gemeint habe; er stellte es jedoch entschieden

in Abrede, und der König glaubte ihm. Also man kann von einem Manne, den die großen Angelegenheiten der Menschheit erfüllen, und den es drängt, jeden Augenblick zur Erweiterung seiner gelehrten Erkenntnisse zu benutzen, nicht zumuten, daß er sich mit jedem unbedeutenden Menschen in ein nichtiges Gespräch einlasse. Daß es ihm an Liebe nicht fehlte, beweist seine in vielen Fällen bewiesene Hilfsbereitschaft, seine Wohlthätigkeit und seine Fürsorge für die Kinder seines verstorbenen Bruders, von denen er zwei, es waren Töchter, in sein Haus aufnahm. Er stand damals schon in den achtzigern, aber in dem Behagen, das ihm die beiden weiblichen Wesen schufen, ging ihm das Herz noch einmal auf; er fühlte sich beglückt, und die jüngere unterrichtete er zu Hause und auf Spaziergängen im Französischen und Italienischen. Eine gewisse Einseitigkeit ist freilich bei enormer Entwicklung der Intelligenz unvermeidlich; was man eine harmonische Persönlichkeit nennt und was die Griechen *Kalokagathie* nannten, kann dabei nicht herauskommen, und einigermaßen unheimlich wird gewöhnlichen Menschen ein Geistesmensch immer bleiben, dem der Leib wirklich nur als Organ des Geistes dient, der über das absolut notwendige hinaus keine körperlichen Bedürfnisse hat, womit eine Menge gemüthliche Beziehungen wegfallen, die die Menschen untereinander verbinden, und an dem man nicht eine einzige Schwäche verspüren kann.

Daß er kein bloßer Büchermurm war, kein lebendiges Konversationslexikon, kein Pedant, das beweisen seine lebhafteste Teilnahme an den politischen und kirchlichen Kämpfen seiner Zeit, sein offenes Auge und sein scharfes Verständnis für alle Volksbedürfnisse und für alle menschlichen Verhältnisse, die Virtuosität seiner Darstellungskunst und seine oft in begeisterter Rede überströmende Liebe zum deutschen Volk und Vaterland. Der General von der Lann wohnte in derselben Straße mit ihm und setzte einmal eine Petition um Kanalisation der Straße in Umlauf. Döllinger befürwortete sie warm und eingehend, und als sie so bereichert an den General zurückgelangte, rief dieser verwundert: „Ich glaubte, Döllinger sei nur Theologe; jetzt schreibt er auch eine gelehrte Abhandlung über die Kanalisation!“ Und seine Aussprüche über das Wesen des Deutschtums wie der aus der Rektoratsrede vom 22. Dezember 1866, den Friedrich S. 431 zitiert, sollten in keinem Lesebuch für höhere Lehranstalten fehlen. Bismarck gegenüber war er anfänglich skeptisch; er fürchtete, daß seine Leidenschaftlichkeit Unheil anrichten könnte. Später zollte er ihm uneingeschränkte Verehrung und Bewundrung und bedauerte, daß eine nörgelende Presse der Jugend die Freude an der großen Gestalt verderbe.

Aus der Zeit der großen Krisis führen wir nur eine Thatsache an, die recht deutlich zeigt, wie sich die Verbreitung der Gedanken und der Thatsachenerkenntnis gestaltet, wenn alle Produkte ohne Ausnahme Marktware sind und ihre Produktion vom Absatz, dieser aber vom „freien Wettbewerb“ abhängt. Zweimal begegnete es Döllinger, daß die Allgemeine Zeitung sehr wichtige Arbeiten von ihm zurückwies, die dann erst nach seinem Tode herausgegeben worden sind, wo sie nicht viel Leser gefunden haben werden, und eine Artikel-

reihe über Arbues und die spanische Inquisition mußte abgebrochen werden, weil sie den Cottas zu stark wurde; man fürchtete Schädigung des Blattes durch ein römisches Verbot. Erst als Döllinger unter dem Namen Quirinus die Konzilsbriefe veröffentlichte, merkten die Herren, was sie für eine Geldquelle an ihm hatten. Wie mir 1877 in München gesagt wurde, haben diese Briefe die Abonnentenzahl des damals stark heruntergekommenen Blattes ganz gewaltig gesteigert, wenn ich mich recht erinnere von 3000 auf 13000. Ultrakatholische Polemik wurde denn auch, wie ich später von anderer Seite erfuhr, eine Zeit lang entsprechend hoch honoriert. Was würde die Münchner Nachfolgerin des Augsburger Blattes dafür zahlen? Heute rentieren Agrarpolemik, Skandalprozesse und gestohlene amtliche Dokumente besser. Übrigens hatten die Cottas schon mit dem Buche „Kirche und Kirchen, Papsttum und Kirchenstaat,“ das Döllinger 1861 zur Rechtfertigung seiner Odeonsvorträge herausgab (diese sollten seine Glaubensgenossen auf den unvermeidlichen Untergang des Kirchenstaats vorbereiten), ganz gute Geschäfte gemacht. Bald nach der Veröffentlichung schrieb ihm der Geschäftsführer Oldenbourg, obwohl er 5000 Exemplare habe drucken lassen, sei schon eine neue Auflage nötig. Das sei ihm nicht recht begreiflich, äußerte Döllinger zu einem Freunde, „ein ganz ernsthaftes, mit schwerer Erudition geschriebenes Buch von 700 Seiten und ein solcher Absatz“ (die Seiten sind freilich klein und die Lettern groß). Jörg hat dreißig Jahre später zu dieser Äußerung bemerkt: „Das war, bei der Skandalsucht des Publikums, nicht zu verwundern, aber für den gelehrten Herrn eine ganz neue Erscheinung.“ Daß bloß Skandalsucht die Ursache des großen Erfolgs gewesen sei, will Friedrich nicht gelten lassen, und in der That haben wohl in diesem Falle höhere Interessen ein wenig mitgewirkt.

Über die Unhaltbarkeit des Standpunkts, den Döllinger nach seinem Bruch mit Rom einnahm — man könnte es auch Standpunktlosigkeit nennen —, und über die Tragik, die darin liegt, daß sich ein kühn nach festen und klaren Zielen strebender und zweimal nach entgegengesetzten Seiten hin Millionen mit sich fortreisender Forschergeist zuletzt in gelehrten Einzelforschungen verliert, habe ich mich bei der Anzeige des ersten Bandes und ausführlicher in den Artikeln: „Ein Januskopf“ (Jahrgang 1890, 3. Band S. 515) und „Zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Katholizismus“ (Jahrgang 1891, 3. Band S. 589) ausgesprochen. Zur Ergänzung noch ein paar Bemerkungen, die der vorliegende Band der Biographie veranlaßt. Döllinger hat die Schwierigkeit einer vollständigen Verleugnung und Verwerfung von theologischen Überzeugungen, die sich zu einem harmonischen System gefügt hatten, selbst sehr deutlich gefühlt und gelegentlich ausgesprochen. In der akademischen Gedächtnisrede auf König Max wirft er die Frage auf, was wohl der wissenschaftliche Geist sei, den der verstorbene König in seinem Volke habe wecken wollen, und er antwortet: „Der wissenschaftliche Geist ist der fein ausgebildete, zugleich auf Reinheit des Willens und Schärfe der Intelligenz beruhende Wahrheitsinn; er ist die technische, durch lange und sorgfältige Übung er-

worbene Fertigkeit, die rechten Werkzeuge, die rechten Forschungsmittel und Methoden anzuwenden, um in der Natur oder in der Geschichte die verborgene Wahrheit zu entdecken, sie ans Licht zu ziehen, sie mit andern schon bekannten Wahrheiten in Zusammenhang zu bringen, sie von jedem anklebenden Irrtum abzulösen; es ist die schwere Kunst, mit völliger Unbefangenheit, ja mit Selbstverleugnung, mit Fernhaltung vorgefaßter Meinungen, Systeme oder Wünsche, die Phänomene oder Thatfachen möglichst adäquat zu erklären und darzustellen. Er ist also etwas Göttliches, das wir nie ganz erreichen, worin wir uns und andern nie volles Genüge thun, dem wir uns nur allmählich, aus weiter Ferne, anzunähern vermögen.“ Einmal erkannte Wahrheiten offen auszusprechen, auf jede Abschwächung und Verhüllung zu verzichten, das sei leicht für den Mathematiker, den Physiker, oft sehr schwer aber auf allen ethischen Gebieten. Statt ethische Gebiete wird man sagen: Gebiete, die ein Lebensinteresse betreffen; denn auch Physiker haben einen schweren Stand, wenn sie Entdeckungen aussprechen sollen, die entweder mit einem herrschenden religiösen Glauben zu kollidieren scheinen oder durch ihre technische Anwendung industrielle Unternehmungen mit Entwertung bedrohn. Doch nicht die äußern Hindernisse, die der Widerstand der Interessen bereitet, sind die am schwersten zu überwindenden; für einen Döllinger, der, um der Wissenschaft treu zu bleiben, auf die ihm angebotnen erzbischöflichen Stühle von Salzburg und München verzichtet hat, waren sie gar nicht vorhanden. An Lauterkeit des Willens und an Feinheit des wissenschaftlichen Gewissens hat ihn gewiß kein Forscher übertroffen. Und dennoch! Im Jahre 1870 schreibt er an Michelis: „So lange wir unter dem Banne des Autoritätsglaubens standen, das heißt, es für Gewissenspflicht hielten, in keinem Fall und um keinen Preis es auf ein Zerwürfniß mit Bischof und Papst ankommen zu lassen, lieber im falschen Vertrauen auf Gottes nachfolgende Providenz der fortschreitenden Korruption in der ganzen Kirche ruhig zuzuschauen und die Hände passiv ergeben in den Schoß zu legen — so lange waren unsre Augen mit einer Binde verhüllt; wenn wir auch die größten Verunstaltungen des Heiligen zu sehen nicht umhin konnten, die tiefer liegenden Quellen dieser Monstrositäten sahen wir nicht, und in der Kunst des Vertuschens und Beschönigens übten wir uns fleißig — wenn nicht vor der Welt, doch vor unserm eignen theologisch-kirchlichen Gewissen.“ Döllinger ist aber die Binde niemals völlig losgeworden, sonst würde er erkannt und offen bekannt haben, daß die alten Konzilien und — Paulus so wenig unfehlbar gewesen sind, wie der Papst es ist, daß es ein vergebliches Bemühen war, die alte Kirche wiederherstellen zu wollen, da die Kirchen jederzeit historische Produkte sind und was einmal vergangen ist, niemals wieder zum Leben erweckt werden kann, und daß es eine Kirche in seinem Sinn weder jemals gegeben hat noch jemals geben wird.

Am 21. April 1882 sprach Döllinger in der ersten Kammer gegen den Beschluß der zweiten Kammer, daß der Geschichtsunterricht in der Regel konfessionell sein solle. Er führte ganz richtig aus, daß es zweihundert Jahre

vorher allerdings nur eine katholische und eine lutherische Geschichte und kein mittleres in Deutschland gegeben habe; das sei aber überhaupt keine Geschichte im wissenschaftlichen Sinne gewesen. Heute hätten wir eine solche, und ein Gegensatz bestehe nicht mehr zwischen katholischer und evangelischer, sondern nur noch zwischen wissenschaftlicher, objektiver Geschichtschreibung und tendenziöser Geschichtsmacherei. Das ist im allgemeinen richtig, wenn es auch bis auf den heutigen Tag bei den Wissenschaftlichen mit der Objektivität und der Tendenzlosigkeit noch manchmal hapert. Aber eine, natürlich unbewußte, Tendenz verrät es, wenn Döllinger sagt: eine Wissenschaft der Geschichte haben wir erst seit ungefähr vierzig Jahren. Am liebsten hätte er wohl gesagt: seit zwanzig Jahren, denn sein 1851 im Herderschen Kirchenlexikon veröffentlichter Artikel „Luther“ war noch ein Zerrbild des Reformators, das die Entrüstung der protestantischen Welt hervorrief. Den wissenschaftlichen Geist haben schon Herder mit seinen „Ideen“ und Lessing mit seinen kritischen Forschungen in die Geschichte eingeführt. Gibbon hat die wissenschaftliche Methode in seinem großartigen Werke angewandt, und von 1821 an haben die vom Freiherrn vom Stein gegründeten *Monumenta Germaniae Historica* der wissenschaftlichen Geschichtsforschung die Bahn gewiesen und zugleich einen beträchtlichen Teil des Materials geliefert. Schon ohne dieses Hilfsmittel aber hat Karl Adolf Menzel in den zwanziger Jahren den Deutschen eine Geschichte ihres Volks geschenkt, die an Wissenschaftlichkeit von keiner spätern übertroffen und in der Objektivität von keiner erreicht wird.

Bekanntlich haben Döllinger und die Ultrakatholiken die Schuld der ultramontanen Entwicklung der Kirche auf die Jesuiten geschoben. Aber die deutschen Protestanten und Heine sind doch nicht blind gewesen, als sie in dem Verfasser des dreibändigen Werkes „Die Reformation“ das Haupt des Kreises von Männern sahen, die die daniederliegende katholische Kirche in Deutschland wieder aufgerichtet und sie ultramontan gemacht, d. h. die Josephinisch-Wessenbergische Richtung vernichtet und im Volke den Glauben, daß die Kirche ohne den Papst nicht bestehen könne, felsenfest begründet haben. Ein in einem Zeitraum von zwei Menschenaltern in steter Arbeit langsam begründeter Volksglaube läßt sich nun durch eine Polemik von zwei Jahren — die Jahre 1869 und 1870 waren die Zeit der großen Entscheidung — nicht umstoßen und ausrotten, auch wenn die Begründer selbst es sind, die den Versuch machen; man glaubt ihnen nicht, denn man versteht sie nicht oder führt ihren „Abfall“ auf unlautere Beweggründe zurück. Die Jesuiten, die an jener Neubegründung des Katholizismus in Deutschland, vielleicht nicht ganz in gleichem Maße an der in England und Frankreich, völlig unbeteiligt gewesen waren, übernahmen den von jenen geschaffnen Glaubensschatz als lachende Erben. Mit ihrer Thätigkeit zur Zeit der Krise verhält es sich nun folgendermaßen. In den beiden Jahrhunderten der unangefochten herrschenden Orthodoxie waren die Jesuiten nicht allein die gelehrtesten, sondern auch die aufgeklärtesten und freisinnigsten aller Theologen gewesen. Mehr als ein von der lutherischen und der kalvi-

nischen Orthodoxie verfolgter Gelehrter hat bei ihnen Zuflucht gefunden, so z. B. der reformierte Franzose Peyreres, der lehrte, daß es schon vor Adam Menschen gegeben habe, daß die Menschen „mit den übrigen Säugetieren zugleich“ in allen bewohnbaren Teilen der Erde geschaffen worden seien, und daß sich die Erzählung von der Erschaffung Adams bloß auf den Stamm beziehe, den Gott zum Träger der wahren Gotteserkenntnis bestimmt habe. Sogar Hugo Grotius sprach ein entschiedenes Verwerfungsurteil über Peyreres aus und suchte eine der von diesem gegen den gewöhnlichen Glauben erhobnen Schwierigkeiten dadurch zu beseitigen, daß er meinte, Amerika könne von Grönland aus bevölkert worden sein. Der Jesuit Hardouin aber († 1729) ließ sich, nachdem der Oratorianer Simon die Bibelkritik begründet und den Glauben an die Buchstabeninspiration wissenschaftlich unmöglich gemacht hatte, durch seinen grüblerischen Scharfsinn zur paradoxesten Hyperkritik fortreißen. Er bewies, daß die griechische Übersetzung des Alten Testaments (Septuaginta) und der griechische Text des Neuen Testaments mißratne Übersetzungen der Vulgata seien, daß Christus lateinisch gepredigt habe, daß Petrus niemals nach Rom gekommen sei, daß die meisten Werke der klassischen griechischen und lateinischen Litteratur Fälschungen und das Machwerk eines Benediktinermönchs seien, der im dreizehnten Jahrhundert gelebt habe, und daß vor dem Tridentinischen Konzil gar keine Kirchenversammlungen stattgefunden hätten. Zwar veranlaßte man ihn einmal, seine Irrtümer abzuschwören, ließ ihn aber dann ruhig weiter schreiben und seine Ansichten in einer vielseitigen Polemik mit den berühmtesten Männern seiner Zeit aufrecht halten. Er war aber nicht etwa eine unbedeutende Persönlichkeit, die man als harmlosen Narren laufen lassen konnte, sondern ein berühmter Gelehrter, der alte Klassiker und ungedruckte Autoren herausgab (seine Ausgabe der Naturgeschichte des Plinius wird noch heute als die beste geschätzt), und der eine *Conciliorum Collectio regia maxima* in zwölf Bänden schuf, wozu ihn ein von der französischen Geistlichkeit aufgebrachtcs Jahrgeld in den Stand setzte. Als ihn jemand fragte, wie er die Geschichte der Konzilien schreiben könne, die seiner Ansicht nach gar nicht stattgefunden hätten, antwortete er: Das weiß Gott und ich allein. Die Haltung des Ordens änderte sich, als nach dem Sturze der Orthodoxie im protestantischen Deutschland die historische Kritik in Fluß kam, wobei es sich zeigte, daß die Geschichts- und die Bibelforschung nicht allein einzelne katholische Dogmen, sondern das ganze Dogmengebäude einschließlich der von den Protestanten konservierten Bruchstücke gefährde und so — meinte man irrtümlich nicht bloß bei den Jesuiten, sondern auch bei ihren Gegnern — das Christentum selbst mit der Vernichtung bedrohe. Wie hätte sich ein Orden, der sich die Stützung des Papsttums und der alten Kirche zur Hauptaufgabe gemacht hatte, auf solche Wege begeben können? Die einzelnen Mitglieder konnten es schon, aber nur, wenn sie den Orden verließen oder auflösten. Sollte der Orden fortbestehn, so mußte er der historischen Kritik den Krieg erklären, Kirchengeschichte und Exegese, soweit sich diese nicht auf das Er-

bauliche beschränkte, verpönten und die Theologie mit der Dogmatik identifizieren. Die guten Köpfe des Ordens warfen sich von da ab auf Mathematik und Naturwissenschaften, besonders Astronomie, worin sie bekanntlich Bedeutendes geleistet haben. Der Unterschied zwischen ihnen und den katholischen Gelehrten des Döllingerschen Kreises besteht nun darin, daß sie beizeiten Unrat merkten und die Binde fester um die Augen schnürten, während die deutschen Theologen noch eine geraume Zeit getrost weiter forschten in der Überzeugung, die historische Forschung könne nichts anderes als mit dem Kirchenglauben übereinstimmendes und müsse vor allem die glänzendste Rechtfertigung des Papsttums ergeben. Als sie dann ihren Irrtum mit schmerzlichem Erstaunen erkannten, waren sie schon zu sehr Historiker geworden, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, ihre auf historischem Wege gewonnene wissenschaftliche Überzeugung in ihrem dogmatischen Glauben zu ersäufen. Alles, was diese klare wissenschaftliche Überzeugung nicht hatte und die Kirche über alles schätzte, flüchtete aus der historischen in die dogmatische Strömung. In dieser aber fiel den Jesuiten die Führung zu, weil sie eine organisierte, auch in der Wissenschaft nach festen Plänen und Methoden arbeitende Gesellschaft, die übrigen katholischen Theologen aber unorganisiert, uneinig und vielfach schwankend waren, und infolge ihrer Stellung in Rom. Diese ergab sich daraus, daß sie dem Papste, der sie, wie wir von Friedrich erfahren, eigentlich nicht leiden konnte, unentbehrlich waren, weil sie die Welt und die Wissenschaften kannten, während die italienischen Geistlichen, die dem Orden nicht angehörten, so unwissend waren wie Pius selbst. Die führende Rolle in dem Feldzuge, den man unternahm, um die katholische Kirche vor der Gefahr der Auflösung durch die historische Kritik zu retten, der die protestantischen Kirchen schon unterlegen zu sein schienen, ergab sich also aus der geschichtlichen Entwicklung auf die natürlichste Weise, und es bedarf zu ihrer Erklärung nicht der Annahme einer heimlichen Verschwörung gegen den Döllingerschen Kreis oder gegen Deutschland. Ich glaube an diese Verschwörung so wenig, wie ich, wenn ich vor 1850 schon ein reifer Mann gewesen wäre, an die Verschwörung und die geheimen Konventikel der Freunde Döllingers geglaubt haben würde, deren Aufdeckung die freiwillige Polizei der Protestanten so vergeblich wie eifrig betrieben hat.

Zum Schluß sei denen, die sich für die kirchlichen Bewegungen im katholischen Teile des deutschen Volkes interessieren, eine zweite kleinere Biographie empfohlen: Franz Heinrich Neusch, 1825 bis 1900. Eine Darstellung seiner Lebensarbeit von Dr. Leopold Karl Götz, Professor am altkatholisch-theologischen Seminar in Bonn. Mit Porträt. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1901.) Ein bescheidener Gelehrter von reinem Gemüt, fleckenlosem Wandel und tiefer Frömmigkeit, dabei keine Kampfnatur wie Döllinger, sondern sich allein in friedfertiger stiller Arbeit wohlfühlend, hat der Bonner Professor Neusch den Bruch mit der Kirche tiefer und schmerzlicher empfunden als sein älterer Freund. Er äußerte im entscheidenden Augenblicke: „Das Los, das

mir droht, scheint mir desto trauriger, je näher es kommt. Schon daß ich keine Vorlesungen mehr halten kann, ist mir hart: daß ich nicht mehr zelebrieren darf und Mühe haben werde, Absolution und Kommunion zu empfangen, ist mir schrecklich. Aber wie ich mich auch wenden und drehen mag: wenn ich unterschreibe, würde ich noch unglücklicher.“ Reusch war kein Mann blendender Einfälle und neuer, epochemachender Gedanken, aber seine Gewissenhaftigkeit im Forschen, seine unverwüßliche Arbeitskraft, seine schlichte, klare, jederzeit genießbare Darstellung und seine väterliche Fürsorge für die Studenten erwarben ihm die Freundschaft weiter protestantischer Kreise; man schätzte ihn als akademischen Lehrer der eignen Söhne, als Mitarbeiter an Zeitschriften und als Berater in gelehrten Angelegenheiten. Als spiritus rector der Römischen Blätter, die freilich wegen ihres liberalen Geistes vom Kölner Erzbischof gehaßt und verfolgt wurden, und als Herausgeber des Theologischen Litteraturblatts gehört er zu den vornehmsten Begründern der katholischen Publizistik in Deutschland. Ursprünglich alttestamentlicher Exeget, hat er doch mit staunenswerter Vielseitigkeit alle theologischen und mit der Theologie zusammenhängenden Gebiete bearbeitet. Von seinen vielen Werken werden aus der Zeit vor 1870 sein apologetisches Buch Bibel und Natur, aus der altkatholischen die Arbeiten über den Prozeß Galilei und die Jesuiten, über die deutschen Bischöfe und den Aberglauben und über den Index der verbotnen Bücher dauernden Wert behalten; die drei Schriften des Keizers über den Index hat die Indexkongregation benutzt, einige hundert Bücher gestrichen und das so verbesserte Verzeichnis vom Jahre neu herausgegeben. Daß aus Döllingers zuletzt zerfahrener Thätigkeit, an der nicht etwa Altersschwäche schuld war — die kannte er gar nicht —, noch etwas Positives herauskam, ist Reusch zu danken. Reusch, der oft nach München kam, um die dortige Bibliothek und die Archive zu benutzen, bot sich ihm im Jahre 1885 als Gehilfen an, trieb zur Vollendung, zwang den vom hundertsten ins tausendste geratenden Materialensammler, die Forschung abzuschließen, und formte das ungeheure, größtenteils von Döllinger gesammelte Material. So entstanden: die Selbstbiographie des Kardinals Bellarmin, Geschichte der Moralkstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche und: Die Fälschungen in dem Traktat des Thomas von Aquin gegen die Griechen. Nach Döllingers Tode gab er aus seinem Nachlaß die Sammlung kleinerer Schriften heraus, die ich in dem erwähnten Grenzbotenauflage von 1891 besprochen habe.

C. J.

